

Peter Völker

**ANIMA
KELTOI**

Roman

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2024

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96940-824-7

Copyright (2024) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor

Titelbild © Holger Müller (Bad Sachsa)

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier

www.engelsdorfer-verlag.de

18,00 Euro (DE)

Inhalt

Kapitel I	7
Winterabend.....	7
Elbeuferspaziergang.....	17
Schattensuche	28
Schanzenviertel.....	35
Sternverleihung.....	42
Hafensucht	47
Kapitel II	57
Kraftort.....	57
Lichtpunkt.....	65
Tagträume.....	77
Abflug	84
Prishani	96
Hotelempfang	101
Kongress-Zwielicht.....	106
Südfahrt	109
Schreckensnachricht und Abschied.....	115
Kapitel III	119
Aufbruch	119
Hügelmystik	123
Sonnentag.....	131
Grabesunruhe	136
Vorfreude	145
Kapitel IV	154
Liebeserwachen	154
Mykenische Spurensuche	178

Lebenslust.....	192
Lakonisches Lächeln.....	197
Zauberstadt.....	203
Allein.....	226
Wiederssehen.....	234
Auf der Fähre – Venedig.....	236
Kapitel V.....	244
Heimathafen.....	244
Analyse.....	247
Lebensnest.....	255
Realität.....	258
Angstlos.....	264
Urvertrauen.....	267
Schicksalsstrom.....	270
Danke.....	279
Vita.....	281

*Ein Weg ist nur ein Weg, wenn er begangen wird.
Wird der Weg nicht begangen, ist der Weg kein Weg.
Eine Liebe ist nur eine Liebe, wenn sie gelebt wird.
Wird die Liebe nicht gelebt, ist die Liebe keine Liebe.*

KAPITEL I

Winterabend

Die ersten Pendelfähren zur Musical-Nightshow tuckern durch leichtes Pulverschneetreiben, das sich in Miniaturkristallen auf Lebendiges wie Totes herabsenkt, zwischen Landungsbrücken und Musical-Konzert-haus. Vom Appartement aus sehe ich schemenhaft Menschen hinter erleuchteten Fenstern der Fähre. Dicht gedrängt stehen sie, sicher voller Vorfreude auf die Vorstellung. Einige vielleicht Hand in Hand frisch verliebt. Die Fähre schaukelt quer zum Strom. An der Anlegestelle auf den Landungsbrücken, deren Poller zum Festtäuen der Fähren mit Schneehauben geschmückt sind, warten noch Hunderte von Besuchern, die vor Kälte schlottern. Sie gleichen dem Schwarm Krähen auf den Dächern der Silogebäude drüben im Hafen. Den Blick aus meinem Fenster genieße ich jeden Tag aufs Neue.

Schwer tue ich mir mit den Blicken nach innen. So oft fliege ich über die tiefen Abgründe der Meere und finde, solange ich zurückdenken kann, nicht die Tiefe in mir selbst. Ich wohne gern hier. Hafen bedeutet für mich Ankunft und Abschied, frohes Erwarten und Sehnsucht nach Ferne zugleich. Getrieben von einem Wunsch nach Erlösung aus Ungewissheit, habe ich mich seit einiger Zeit auf die Suche nach dem Unergründlichen in mir selbst begeben. Mich fröstelt, obwohl es in meinem Zimmer wohlrig warm ist. Aus meinem Nest sehne ich süchtig

in die Weite und bin doch hin und her gerissen zwischen drinnen und draußen.

Wie oft saß ich jung und voller Tatendrang auf der Brüstung der Landungsbrücken unterhalb der U-Bahn-Station, ließ die Beine baumeln. Weit in die Hafenbecken kann man von dort schauen und am Horizont spannt sich die Köhlbrandbrücke wie ein Scherenschnitt über den Himmel. Die „Rickmer Rickmers“, ein ausgedienter China-Segler, lag vor Anker unter mir und ich stellte mir vor, ich steche mit ihm in See, einem ungewissen Ziel entgegen. Die schwimmenden Kais stöhnten, wenn ein vorbeiziehender Ozeanriese von Schleppern gezogen das Brackwasser aufwühlte, als schrien sie nach Freiheit, wollten mit auf große Fahrt. Doch unsichtbare Stahlrossen unter Wasser hielten sie unbarmherzig zurück. Und ich litt mit ihnen, fühlte mich ebenso gefesselt ob all meiner abenteuerlichen Reisen. Ich gäbe alles, könnte ich diese Tauen in mir kappen.

Erst wenn sich eine der Flussfähren dem Anlegesteg tänzelnd näherte, verließ mich diese Wehmut. Ich beobachtete oft die von Bord schwärmenden Menschen, Hafentarbeiter, Ausflügler, Schulklassen, hörte, wie sich ihre Stimmen mit dem Gekrächze der Möwen und dem Quietschen der Kräne von der anderen Elbseite mischten und hoffte jedes Mal, einen vertrauten Menschen zu erkennen. Aber in all den Jahren begegneten mir dort nur Fremde.

Noch heute gehe ich manchmal an jenen für mich magischen Ort, stelle mich auf den Anleger, lasse die Menschen an mir vorbeiströmen, suche flüchtige Körpernähe in der Masse und lausche in ihre vergänglichen Gespräche hinein. In solchen Momenten fühle ich mich wie ein Suchender im Niemandsland, als liefe ich barfuß im Treibsand und die Tiefe in mir sei unerreichbar.

Ab und zu suche ich um Mitternacht die Tower-Bar des Hafenhotels oberhalb der Landungsbrücken auf. Wie ein mit dem Messer gespitzter Bleistift ragt eine verglaste Pyramide aus dem Traditionshotel. Ich mag diese Bar. Viele meiner Einfälle, meinen Beruf betreffend, verdanken ihre Geburt diesem Ort. Cocktails beruhigen den Geist und Glenn-Miller-Musik vertreibt Sehnsucht und Sorgen. Nach allen Seiten ergießt sich das Lichteermeer der Stadt und nach Süden hin glänzt das von

Nebellampen gelblich eingefärbte Hafengebiet. Es sieht aus, als treibe ein gigantisches unbekanntes Flugobjekt durch den Nachtnebel. Meist sitze ich allein dort, lasse diese Stimmung stundenlang auf mich wirken, hänge Gedanken nach, ohne sie festzuhalten und ihren Sinn zu ergünden. Fast alle Geschäftsfreunde, die mich ab und zu besuchen, führe ich dorthin und sie sind ausnahmslos beeindruckt, wenn über Hamburg der Tag versinkt und sich das Lichtermeer in der Dämmerung ausbreitet und sich schließlich zum Lichterglanz, zum Sternenhimmel in der Dunkelheit entfaltet.

Das ohrenbetäubende Tuten eines Ozeanriesen, der dem emsigen Treiben der Pendelfähren für ein paar Minuten Einhalt gebietet, reißt mich aus meinen Gedanken und katapultiert mich in meine Realität. Ein prächtiges, hell erleuchtetes Schiff fährt an meinem Fenster vorbei zum Bananenbecken, das sich nicht weit von meiner Wohnung erstreckt. Der Frachter trägt den Namen „Rio de la Plata“ und fährt unter der Flagge Uruguays.

Erinnerungen an Lateinamerika steigen in mir auf, als ich das erste Mal Carlos in Montevideo besuchte, der Stadt alten kolonialen Glanzes und brutaler Realität zugleich. Carlos und Prishani aus Südafrika arbeiten mit mir über mehr als fünfzehn Jahre in einem weltumspannenden Logistikunternehmen zusammen. Ein amerikanischer Job-Headhunter hat uns drei zusammengeführt. Wer uns dazu ausgesucht hat, haben wir nie erfahren. Wir wurden offensichtlich zeitgleich und unabhängig voneinander aufgefordert, uns zu bewerben. Wir drei beschäftigen uns mit der Optimierung von Warenströmen und kommunizieren in Englisch.

Carlos ist ein Aktivist in der linken Bewegung Uruguays, „Frente Amplio“. Dieses Bündnis ist heute Mehrheitspartei im uruguayischen Parlament. Carlos, mittelgroß, hat eine drahtige Figur, ein ovales Gesicht mit einem schwarzen Zehn-Tage-Bart und sanften braunen Augen, die im Kontrast zu seinem ganzen äußerlichen Wesen stehen, das immer auf dem Sprung zu sein scheint. Während der Militärdiktatur war er in der Tupamaro-Guerilla-Bewegung aktiv. Einmal nahm er mich mit zu einer Sitzung der ehemaligen Guerillas und wir diskutierten stundenlang mit den alten Frauen und Männern der Revolution unter einem

riesigen Holzstern an der Wand, dem Symbol ihrer Bewegung, in der karg eingerichteten Halle ihres Versammlungshauses. Nachts gingen wir in eine der Tango-Bars, waren dort umgeben von ästhetisch anmutenden Tänzerinnen und Tänzern. Aber die traurigen Augen der Ex-Revolutionäre gingen mir nicht aus dem Sinn und so konnten mich die Blicke der Schönen nicht zum Tanz verführen.

Das Bankenviertel in Montevideo steht mit seinen Palästen den europäischen Finanzstandorten in nichts nach. Einmal aßen wir auf Einladung eines Bankangestellten, der mit Carlos befreundet ist, in der Kantine einer Bank. Carlos erzählte mir, dass das Geldinstitut rund 80 Angestellte habe und nur gegründet worden sei, um mit dem Vermögen einer uruguayischen Großfamilie auf den Finanzmärkten zu jonglieren. Wahrscheinlich sei das Waschen von Drogengeldern das Kerngeschäft der Bank. Ich traute meinen Ohren nicht.

Tage danach fuhren wir mit einem Auto zu Carlos Freunden in die Grenzregion, in der sich Argentinien, Brasilien und Uruguay küssen. Carlos wirkte nervös und nachdenklich und entspannte sich erst im Laufe der Fahrt. Das Durchfahren unendlicher Weiden, unterbrochen nur von ein paar schnell wachsenden Eukalyptushainen als Schatten-spender für die Rinderherden und als Holzressource für die Menschen, machte schläfrig. Nördlich von Bella Union tauchten am Rande der Nationalstraße unvermittelt Verkehrsschilder auf: „Rio de Janeiro 2.200 km“, stand da. Carlos, der sensible Rebell, bemerkte mein Erstaunen und wechselte ein paar Worte mit dem Fahrer. Wenige Minuten später passierten wir die Grenze nach Brasilien, machten auf einem Rastplatz halt.

„Ich denke, wir sollten mal auf brasilianischem Boden ein Fußballmatch Uruguay – Deutschland austragen“, posaunte Carlos und kramte einen Fußball aus dem Kofferraum. Auf einer Wiese markierten wir Torpfosten aus unseren Hemden und kickten voller Übermut, bis wir völlig durchgeschwitzt nach tropisch feuchter Luft schnappten. Wie Kinder tollten wir über den Rasen, vergaßen unser kalkuliertes Dasein. Bei ausgeglichenem Spielstand beendeten wir die Partie, legten uns auf die Wiese, sahen zu, wie die Wolkenberge vorbeizogen, plauderten, dankten Carlos für seinen Einfall, genossen noch lange unsere jugendli-

che Spontanität. Die Bilder dieser Reise leben jedes Mal auf, wenn Carlos anruft oder wenn wir am PC zusammenarbeiten, und mir ist dann, als schaute ich aus auf das Treiben in den Straßen der uruguayischen Metropole.

In brutalem Kontrast zu der Leichtigkeit unserer Reise stand Jahre später für mich die Begegnung mit Juliana, einer Aktivistin der Tupamaro-Bewegung gegen das Militärregime. Ich traf mich mit ihr in einem Café in Montevideo. Sie wollte mich um Unterstützung für ein freies Radioprojekt bitten, hatte sie mir am Telefon mitgeteilt. Jetzt saß die Frau, so um die 60 Jahre alt, vor mir. Während wir uns unterhielten, hielten mich ihre großen fast schwarzen Augen, die in ein rundliches Gesicht eingebettet waren, gefesselt. Um ihre Nasenwurzel herum überraschten mich Sommersprossen, und ihre kurz geschnittene dunkelblonde Frisur verlieh ihr einen fast jugendlichen, frechen Ausdruck. Hinter den Augen verbarg sie ihre Gefühle, das glaubte ich deutlich zu spüren.

Der Radiosender war nach dem Ende der Militärdiktatur von der linken Bewegung gegründet worden, um neben dem von der konservativen Regierung kontrollierten staatlichen Rundfunk eine unabhängige Berichterstattung zu gewährleisten. Schnell begriff ich durch ihre Worte die Bedeutung dieses Projektes für die Demokratisierung des Landes und sagte ihr eine persönliche, bescheidene finanzielle Unterstützung zu. Während unserer Unterhaltung blitzte es in ihren Augen, dass ich manchmal erschrak. Zurück in Hamburg, wollte ich um Geldspenden werben, bot ich ihr an. Sie sagte nichts, aber ihrem Gesicht entnahm ich nun Freude. Alle Details des Vorhabens teilte sie begeistert mit und die Zeit im Café zerrann zwischen ihren Worten.

Abends traf ich Carlos, erzählte ihm von meiner Begegnung mit Juliana. Sorgenvoll sein Blick, nervös seine Hände. Ja, Juliana, sei eine ganz besondere, starke Frau. Sie habe im Widerstand gelebt und als sie von den Militärs verhaftet wurde, habe sie unglaublich schreckliche Dinge über sich ergehen lassen müssen und trotzdem sei sie nicht zerbrochen. Ich ahnte bei der Begegnung mit ihr, dass hinter ihrer Fassade eine verletzte Seele verborgen schien. Eine der führenden Köpfe der Tupamaro habe mir gegenübergesessen, fuhr Carlos fort. Sie wäre als zwan-

zigjährige Frau zunächst über fantasievolle Widerstandsaktionen in die Tupamaro-Bewegung gelangt. Dann aber, als die Militärs ihre ganze Brutalität einsetzten, sei sie zusammen mit ihrem Freund in den bewaffneten Widerstand hineingeschlittert. Die beiden heirateten mit zweiundzwanzig Jahren und hätten sich ganz der Widerstandsbewegung verschrieben. Das Schlimmste sei aber nach der Verhaftung, die unausweichlich war, auf sie zugekommen. Sie und ihr Mann seien in ein Militärgefängnis verschleppt worden. Sechs Jahre seien sie dort gefoltert, misshandelt worden.

In diesem Moment schien es mir, als säße ich ihr immer noch im Café gegenüber. Wenn ich das gewusst hätte! „Das ist ja schrecklich, Carlos.“

„Diese Traumata wirst du nie mehr los“, antwortete er. Die Uruguayer könnten und wollten heute offen darüber reden, das sei die einzige Chance, damit umzugehen als Mensch, die Traumata zu verarbeiten. „Deshalb erzähle ich dir das auch bis zum bitteren Ende. Sie hat mir alles anvertraut.“ In den Jahren im Militärgefängnis sei sie unzählige Male von Wärtern vergewaltigt worden. Dabei sei sie nackt in einen Raum geführt worden, in dem eine Pritsche stand. Auf dieser fielen mehrere Wärter hintereinander über sie her, erzählt Carlos und kann seine Betroffenheit nicht mehr verbergen. Immer habe ihr an einen Stuhl gefesselter Ehemann, von dem niemand wisse, was aus ihm geworden ist, zusehen müssen. Aus diesen Vergewaltigungen sei ein Mädchen hervorgegangen, das man ihr wenige Monate nach der Geburt wegnahm. Nie habe sie es wiedergesehen. „Sie sagte mir einmal, dass nicht die Gräueltaten selbst die große Angst in ihr ausgelöst hätten, sondern das Warten darauf.“ Sie habe nie gewusst, wann sie aus der Zelle geholt wird. Ich kann Carlos Bericht kaum noch ertragen. Carlos meint, es sei eine Realität dieser Welt. Juliana habe außerdem Scheinerschießungen und Folterexzesse wie Elektroschocks und unter Wasser tauchen erlebt. Einmal habe sie ihm gesagt, sie habe das nur ertragen können, weil sie ihren Freiheitswillen und ihre politische Überzeugung all die Jahre gespürt habe, und sie habe immer gewusst, was passieren würde, wenn ihre Feinde sie fassen würden. Nur mit diesem Feindbild in sich habe sie ihre Traumatisierungen überleben können.